

# WESHALB WIR TIGER VON BÜGELEISEN UNTERSCHIEDEN KÖNNEN SOLLTEN

*Rezension von Elke Donalies*

**Tim Loppe (2010): Bedeutungswissen und Wortgebrauch. Entwurf einer Semantik im Anschluss an Wittgenstein und Putnam. Tübingen: Narr (= Tübinger Beiträge zur Linguistik 521).**

In Tim Loppes Arbeit geht es um nichts Geringeres als „die Bedeutung der Wörter. Nicht um die Bedeutung bestimmter Wörter, sondern ganz allgemein um die Frage: Was ist die Bedeutung eines Wortes?“ (S. 9). Dazu ist natürlich schon viel gesagt worden, seit der Mensch Sprache reflektiert. Loppe fängt aber nicht bei A wie Aristoteles an, sondern konzentriert sich auf die unmittelbaren Inspiratoren seines Entwurfs.

Lässig und mutig, manchmal nachlässig und übermütig befragt er die aktuellen semantischen Theorien, zu denen er einschlägige und einschlägig kritische Forschungsliteratur rekapituliert: So demontiert er die

Computermetapher der klassischen Kognitivisten, nach der unser Denken und Sprechen berechenbar ist. Er demontiert die Netzwerkmetapher der Konnektivisten. Er demontiert die Sprechaktanalysten. Er demontiert die Merkmalsemantiker. Er demontiert den besten distributiven Semantiker, den ich kenne.

Er demontiert auch die Prototypentheoretiker, nach denen wir die Welt spontan in Prototypen und graduell abgestuft in weniger prototypische Typen unterteilen. Das prototypische Beispiel der Prototypentheorie ist der Spatz als prototypischer Vogel, weil er – jedenfalls unter Westeuropäern – sofort und einhellig als Vogel erkannt wird; dagegen gilt der Pinguin als vergleichsweise schlechter, weil unähnlicher Vertreter des idealisierten kognitiven Modells Vogel. Allerdings werden auch „Erbsen von den Versuchspersonen als prototypisches Gemüse betrachtet. Dem Vergleich mit den Prototypen zufolge müssten Karotten nun eigentlich

ziemlich hinten landen; sie tun es aber nicht. Vielmehr rangieren sie direkt hinter den Erbsen auf Rang zwei. Auch hier gilt also: Die Ähnlichkeit kann nicht entscheidend sein“ (S. 49). Es gibt nämlich „kaum äußerlich festzustellende Objektmerkmale, die allem, was wir *Gemüse* nennen, gemein sind“ (S. 208). „Auch erscheint es beispielsweise wenig sinnvoll zu sagen, dass Leguane sehr, sehr schlechte Vögel sind – und das, obwohl eine gewisse Familienähnlichkeit besteht: Sowohl Vögel als auch Leguane legen Eier“ (S. 50). Vor allem aber ist der psychologische Direktzugang der Prototypentheoretiker zu unseren Gehirnen und die Isolierung der beobachteten Sprache in unserem Sprechergehirn fragwürdig. Loppe setzt lieber auf common sense. Zu seinen Kernüberzeugungen gehört, dass Bedeutung nur ist, wo Gemeinschaft ist und wo „kommunikative Situationen eine Rolle spielen“ (S. 80).

Viel Raum gibt Loppe Wittgensteins immer mal wieder vergessenen, immer mal wieder hervorgekramten Bedeutungsideen. Er arbeitet Wittgensteins Vorschlag heraus, die „Identifizierung von Verstehen und ‚seelischen Vorgängen‘ versuchsweise ad acta zu legen und auf die Umstände zu schauen, die jemanden berechtigten zu sagen, er hätte verstanden“ (S. 95).

Mit akribischer Freude interpretiert Loppe den meistzitierten „Kalenderspruch“ Wittgensteins: Die Bedeutung eines Wortes ist sein Gebrauch in der Sprache. Unter anderem meint das nach Loppe keinesfalls, dass sich Bedeutung ständig neu ergibt und ein Wort folglich abermillionen individuelle Bedeutungen hat. Bedeutung ist keine „private Marotte“ (S. 119); linguistischer Atomismus ist „blanker Unsinn“ (S. 166). Loppe vertritt daher den goldenen Mittelweg des „gemäßigten Bedeutungsminimalismus“ (S. 167). Das heißt, er nimmt nicht bedeutungsmaximalistisch an, dass ein Wort so unüberschaubar viele Bedeutungen wie Gebräuche hat; er nimmt aber auch nicht bedeutungsminimalistisch an, dass ein Wort einen einzigen gemeinsamen, lexikografisch fixierbaren Bedeutungs-nenner hat, der in allen Gebräuchen konstant bleibt.

Deshalb zitiert Loppe lieber: „Die Bedeutung eines Wortes ist die Regel seines Gebrauchs in der Sprache“ (S. 9). Wer etwas über die Bedeutung eines Wortes he-

rausfinden will, sollte also dessen Gebrauchsregel erforschen. „Die Formulierung einer Gebrauchsregel hat offenzulegen, worin die praktische Fähigkeit regel-folgenden kommunikativen Handelns besteht“ (S. 201).

Sprachbeherrschung setzt vor allem die Fähigkeit voraus, dass wir „mit einer gewissen Unschärfe“ (S. 220) zum Beispiel „Erdbeeren von Himbeeren, Pfirsichen und Melonen unterscheiden können“ (S. 219) oder „Tiger von Schneebällen und Bügeleisen“ (S. 239). Dabei greifen wir nicht auf die Welt zurück, sondern auf unser Wissen von der Welt oder jedenfalls auf das, was wir von der Welt zu wissen glauben. Denn es ist „sehr wohl möglich, dass es in einer Sprachgemeinschaft Wörter wie *Wasser*, *Gold* oder *Aluminium* geben kann, ohne dass auch nur e i n Sprecher über chemische, alchemistische oder andere Verfahren verfügt, die die ‚wahre Natur‘ der jeweiligen Referenzobjekte aufweisen“ (S. 236). Vielmehr lebt unser Wortgebrauchsregelspiel

aus konventional verwurzelten Minimalideen, die wir von der Welt haben. Loppe entwirft einige Parameter, die diese Minimalideen bestimmen. „In manchen Fällen richtet sich unser Wortgebrauch zum Beispiel nach Parametern der äußeren Welt“ (S. 279). „Für eine ganze Reihe von Ausdrücken spielen Parameter aus der Welt der Gefühle und Haltungen eine große Rolle“ (ebd.). Darüber hinaus leitet uns beim Meinen und Verstehen „unser stereotypisches Wissen im Sinne Putnams“ (S. 280).

Loppes konzise kenntnisreiche Arbeit ist stark und provokativ. Ich empfehle sie ausdrücklich allen, die kühl logische Demontagen und heiße Diskussionen mögen. „Nun ist es“, wie Loppe (S. 283) abschließend schreibt, „an anderen, Zustimmung und Widerspruch zu äußern“. Wittgenstein warnt allerdings davor, zu pausieren und andere machen zu lassen, denn:

Auf seinen Lorbeeren auszuruhen ist so gefährlich  
wie auf einer Schneewanderung ausruhen.  
Du nickst ein und stirbst im Schlaf...

Die Autorin ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Deutsche Sprache in Mannheim.

